

## Der Niedergang der alten bäuerlichen Kultur

### Die Aufgabe der Autarkie – das Verschwinden einer uralten Kultur

Der frühere fast autarke Bauer ist von großen Verbänden in Abhängigkeit geraten, und diese Abhängigkeit wird immer schmerzlicher. Der Bauer hat es schwer, heute zu überleben. Viele alte Bauern gaben die Landwirtschaft auf, weil sie mit dem Schritt in eine Zukunft des Spezialistentums nicht mehr mithalten können oder auch nicht wollen. Es gibt jedoch auch Bauern, die neue Wege bäuerlichen Lebens beschreiten, um den Hof weiter bewirtschaften zu können. Einige wurden zu richtigen Landschaftspflegern. Aber diese heutige bäuerliche Kultur hat nichts mehr mit der alten zu tun, die noch dem wesentlichen Prinzip bäuerlichen Wirtschaftens, das der weitgehenden Autarkie, entsprochen hat. Der heutige Bauer ist zum Spezialisten geworden, der auf den Markt hin orientiert ist. Es geht nicht um die Autarkie, um die Selbstversorgung, sondern um den Gewinn.

Im Rahmen der EU ist etwas vollkommen Widersinniges zur alten bäuerlichen Kultur entstanden: der Bauer wurde zum Empfänger von angeblichen Förderungen, um überhaupt existieren zu können, denn der Wettbewerb ist ein harter geworden. Würde es diverse Stützungen und Förderungen nicht geben, so wäre es günstiger und billiger, die Milch aus Holland zu beziehen als von den eignen Milchbauern.

Eine uralte bäuerliche Kultur ist in den letzten Jahrzehnten zugrunde gegangen. Jedoch es gibt so etwas wie eine Sehnsucht nach dieser alten Kultur, wie sie typisch für das Alpenland war. Das wissen die Bauern auch und es gelingt ihnen, den neugierigen Fremden eine bäuerliche Kultur vorzutäuschen. Eine ganze Fremdenverkehrsindustrie profitiert davon. Es lässt sich sogar sagen, dass zwischen Südtirol und München eine Art Walt Disneyland entsteht, in der man eine angebliche bäuerliche Welt erleben kann.

Um dieser alten Kultur nachzugehen und sie aufzuzeichnen, sprach ich mit Menschen, die dieser alten bäuerlichen Kultur als Bauern, Bäuerinnen, Bauernkinder, Knechte oder Mägde einmal angehörten. Dabei wurde mir klar, dass es ein hartes und oft auch armes Leben war, das diese Menschen zu führen hatten. Aber dieses Leben war nicht nur durch Kargheit und Härte bestimmt, sondern es hatte auch seine Schönheiten, zumindest in

der Erinnerung. Schließlich war der Bauer im Wesentlichen unabhängig von großartigen Verbänden, die für ihn heute zum Problem geworden sind. In den fünfziger Jahren gab es sie noch, die alte Kultur der Bauern. Immerhin besaßen die Bauern Naturalien, wie Hühner, Eier und Obst, die man sogar dazu verwendete, um zum Beispiel das Arzthonorar mit Naturalien zu bezahlen.

## Die Dienstboten

Zum bäuerlichen Hof gehörten die Dienstboten, die Mägde und Knechte, die untereinander in einer strengen Hierarchie standen. Der Chef der Knechte war der Moarknecht, der auch beim Mittagessen, wenn alle aus derselben Schüssel aßen, das Vorrecht hatte. Er fing als Erster mit dem Essen an und hörte als Erster auf. Hatte der Moarknecht seinen Löffel niedergelegt, so mussten auch alle anderen mit dem Essen aufhören.

Im Range kamen hinter dem Moarknecht der Prügelknecht, der Ablader und der Lauf. Nach dem Krieg, nachdem 1938 in Österreich für die bäuerlichen Menschen die Sozialversicherung eingeführt worden war, konnten sich viele Bauern die Dienstboten nicht mehr leisten, da sie die Abgaben für diese nicht mehr zahlen konnten. Allmählich gaben die letzten Dienstboten ihre Arbeit bei den Bauern auf und wurden Arbeiter. Schließlich benötigte man sie nicht mehr, denn die Motormäher und die Traktoren nahmen ihre Stelle ein. Mit ihnen verschwand ein uralter Bestandteil bäuerlicher Kultur. Knechte und Mägde werden schon in der Bibel geschildert, sie gehörten zum bäuerlichen Hof. Ohne sie kann es den Bauern im klassischen Sinn nicht mehr geben. Sie verliehen dem Bauernhaus Leben.

## Der Anbau des Getreides

Ich will nun beispielhaft zeigen, was mit dem Abgehen von alten Traditionen verloren ging.

Zur bäuerlichen Welt, auch der im Gebirge, gehörte im Sinne der Selbsterhaltung, der Autarkie, der Anbau von Getreide. Im Gegensatz zu früheren Zeiten findet man heute im Gebirge keinen Getreideanbau mehr. Ab den fünfziger Jahren ging man allmählich davon ab, Getreide anzubauen. Heute künden von der alten bäuerlichen Kultur nur noch alte Mühlen, die in manchen Gegenden zu Fremdenverkehrsattraktionen wurden. Für die alten Gebirgsbauern gehörte der Getreideanbau genauso zum Leben am Hof wie die Haltung von Vieh. Ein Abgehen davon wäre für sie ein Abgehen von alten Überlieferungen gewesen, ohne die es kein Leben als echter Bauer gibt. Die alte Autarkie des Bauern, der Vieh und Getreide hatte, garantierte Leben am Hof, auch wenn es ein bescheidenes war.

Eine Bauerntochter, mit der ich sprach, meinte dazu wehmütig: „Das kann man sich nicht mehr in unserem Bergland vorstellen: ein Troatfeld (Getreidefeld). Es war herrlich, als es so etwas noch gegeben hat. Mir ist leid darum. Um 1960 hat es sich mit dem Troat (Getreide) aufgehört. Heute gibt es die alten Getreidefelder nicht mehr bei uns. An ihre Stelle sind langweilige Wiesen getreten.“

Mit dem früheren Getreideanbau hängt ein altes Wissen zusammen, das bald gänzlich verschwunden sein wird. Ich will hier aus dem Gespräch mit einem Bauernsohn, der in den fünfziger Jahren den Getreideanbau erlernte und hart auf dem Feld arbeitete, ein paar Passagen bringen: „Vier Getreidesorten waren es, die wir, wie die anderen Bauern auch, angebaut haben: Korn (Roggen), Weizen, Hafer und Gerste. Korn und Weizen nannte man Wintergetreide, weil es im Herbst angebaut wurde. Man schnitt es mit der Sichel. Hafer und Gerste war das Sommergetreide, weil es im Frühling angebaut wurde und das man mit der Sense mähte. Zum Sommergetreide gehörte aber auch der Lanzweizen und das Lanzkorn. Sie wurden im Frühjahr (Lanz, Lenz – Frühling) angebaut.... Das Korn wurde um Ägidi, um den ersten September, gesät. Es hieß: Zu Ägidi sä's Korn, wart net bis morg'n (Zu Ägidi säe das Korn, warte nicht bis morgen).

Nach fünf bis sechs Tagen ging es rot auf, erst dann wurde es grün. Weil das Korn zuerst rot treibt, meinte man früher, dass Kain den Abel auf einem Kornfeld erschlagen hätte. Über den Winter wurde das Korn eingeschnitten. Gegen Ende Juli haben wir es mit der Sichel geschnitten.. Es hieß: Kornschneider bringt das Licht wieder. Dies hieß darum so, weil man beim Kornschneiden solange am Tag arbeiten musste, bis es finster war. Man brauchte also wieder künstliches Licht am Abend.

Der Weizen wurde Ende September gesät, er ist erst nach vierzehn Tagen aufgegangen. Geschnitten wurde er nach dem Korn gegen Ende Juli. Der Hafer wurde gegen Ende März oder Anfang April gesät. Wurde er etwas später im April gesät, so sagte man zu ihm: Haferl, denn er war von einer schlechteren Qualität. Wurde er aber erst im Mai gesät, so nannte man ihn Gsud, dieser Hafer war besonders schlecht.

Die Gerste wurde im Mai gesät. Geerntet wurde die Gerste ja nach Wetter gegen Mitte August und der Hafer zu Bartholomai, um den 24. August.“

In den Arbeitsprozess am bäuerlichen Hof war auch das Kind eingegliedert. Kindheit im bürgerlichen Sinn gab es daher nicht. Die Arbeit der Kinder war vielfältig. Sie arbeiteten im Stall mit, halfen beim Ackern und unterstützten die Erwachsenen, so auch bei der Getreideernte. Ihre wichtige Aufgabe dabei war, von einer nahegelegenen Quelle oder vom Hof frisches Wasser für die am Felde Arbeitenden zu holen. Besonders an den heißen

Tagen des August war das frische Wasser ein Labsal. Auch Most erhielten die Leute, aber erst zur Jause. Und dazu gab es Bauernbrot.

Im Herbst war die Zeit zum Dreschens. Dazu erzählte mir ein Bauernbursch dies: „Beim Dreschen hat es ordentlich gestaubt, so gestaubt, dass man die anderen nicht mehr genau sehen konnte. Alle waren dabei beschäftigt. Jeder hatte seine Aufgabe. In Binkeln, also in Säcken, hat man das Korn zum Troatkasten (Getreidekasten) getragen. Es gab damals den Vierer-Troatkasten, in dem die vier Troatsorten gelagert werden konnten. Dort hinein wurde das Troat geschüttet. Säuberlich waren so die einzelnen Körner von einander getrennt: die Gerste für die Schweine, der Hafer für die Pferde und Korn und Weizen für das Brobacken. Den ganzen Tag ging es beim Dreschen dahin. Am späten Vormittag haben wir schon geschaut, wie voll der Troatkasten ist, langsam sind drinnen die Berge gewachsen. Das Stroh wurde von anderen weggeräumt und auf den Stock (im oberen Teil der Tenne ) hinauf gefasst. Das Spreu, das also um den Kern herum ist, wurde durch ein Gebläse in eigene Säcke geblasen. Das Gsod sagte man dazu. Man hat dieses Gsod, also das Spreu, den Viehern in den Stall zum einstreuen gegeben.“

Der hier beschriebene Troatkasten ist ein altes Symbol einer bergbäuerlichen Kultur, die noch den Getreideanbau kannte. Aber bald, Ende der fünfziger und am Beginn der sechziger Jahre, verlor er seine Bedeutung, als allmählich die Bauern von der alten Tradition des Anbaus von Getreide abgingen.

Ein Bauernsohn erzählte dazu: „Der Vater war einer der ersten, die mit dem Kornanbau aufhörten. Die anderen Bauern haben dazumal noch gesagt: das ist kein richtiger Bauer, der kein Troat mehr anbaut. Aber bald haben auch sie aufgehört, weil sie gesehen haben, es rentiert sich nicht. Der Vater hat also einen Weitblick gehabt“. Und eine Bäuerin ergänzte: „Der Getreideanbau wurde immer unrentabler, denn das Troat wächst auch bei uns im Gebirge nicht so gut. In manchen Jahren war es ganz schlecht mit dem Getreide, überhaupt wenn es viel geregnet hat. Das Troat braucht viel schönes Wetter. In den Ebenen draußen wächst es auch besser. Als es einmal wieder mit dem Troat nicht geraten hat (so um 1995), haben wir gesagt: ‘Bua (Bub), jetzt bauen wir nichts mehr an. Das tut nicht.’ So hat es angefangen mit dem Aufhören des Getreideanbaus. Es wurde immer weniger. Dann war es ganz gar. Das Stroh, das wir immer gut brauchen konnten (als Abfall), müssen wir heute kaufen. Damals in den fünfziger Jahren hatten wir schon etwas Geld (von der Milch), nun konnten wir uns schon Getreide kaufen. Durch das Lagerhaus, das es als Genossenschaft schon vor dem Krieg gab, konnten wir das Mehl günstig kaufen. Das war eine gewaltige Umwälzung. Eigentlich ist es traurig (dieses Abgehen von der alten Selbstversorgung)!“

Wohl wurde später in den sechziger Jahren im Gebirge auch Mais angebaut, aber lediglich als Silomais, ein nicht ausgereifter Mais, den man „silierte“, um ihn an das Vieh zu verfüttern. Der Mais passte nicht mehr zur alten bäuerlichen Kultur, diese hatte endgültig zu bestehen aufgehört.

## Der Jammer des Viehs

Auch was das Vieh anbelangt, zeigt sich ein deutliches Abgehen von der alten bäuerlichen Kultur.

Während ehemals, noch in den fünfziger und sechziger Jahren, eine enge Beziehung zwischen dem Bauern und seinen Leuten zum Tier am bäuerlichen Hof bestand, änderte sich dies radikal mit dem Aufkommen sogenannter rationaler Techniken der Viehhaltung. Wohl wurde früher das Tier geschunden, ähnlich wie der Diensthofe auch, aber es war einbezogen in das bäuerliche Leben und war daher auch Gegenstand der Achtung. Im Gegensatz zu jenem Rindvieh heute, das in engen Boxen darauf wartet, geschlachtet oder sonstwie benutzt zu werden.

Die heutige sogenannte Rationalität bäuerlichen Wirtschaftens nimmt dem Tier die Würde. Dies zeigt sich schließlich schon darin, dass der Mutterkuh das Kalb sofort nach der Geburt weggenommen und ab nun auf mehr oder weniger engem Platz mit speziellen künstlichen Flüssigkeiten gefüttert wird.

Die Milch von den in Koppeln im Stall maschinell und hygienisch gemolkenen Kühen wird an die Molkereien geliefert. Dies steht in krassem Gegensatz zu der klassischen bäuerlichen Kultur im Gebirge, als die Kühe noch mit den Händen gemolken wurden. Dieses händische Melken war anstrengend und mühevoll, aber es schaffte eine Beziehung zwischen melkender Magd und den Tieren. Mit einem Schemel setzten sich die Mägde oder Bäuerinnen zu den Kühen – hauptsächlich waren es die Frauen, die sich um das Melken zu kümmern hatten. Heute wird die Kuh zur Melkmaschine gebracht und gemolken.

Der Gebirgsbauer wurde zum Spezialisten für Viehzucht und Milch. Die alte Autarkie, zu der auch im Gebirge der Getreideanbau gehörte, gibt es nicht mehr und ihre Aufgabe hat dazu geführt, dass der Bergbauer danach trachten muss, mit dem Vieh Geschäfte zu machen, um überleben zu können.

Der Bauer steht also unter einem gewaltigen Druck, der ihn sehr belastet. In folgenden Sätzen, den mir ein heute älterer, von Bauern abstammender Herr schrieb, zeigt sich dieser Wandel in einer vielleicht romantischen, aber eindringlichen Weise: „So sehr die Tiere früher beansprucht wurden, sei es als Arbeitstier oder als Nahrung, so war gerade bei den Bergbauern die Achtung vor der Kreatur nicht zu übersehen. Dies kam darin zum Aus-

druck, dass alle Tiere rundum versorgt werden mussten, ehe sich die Menschen an den Tisch setzten und sich sättigten oder ausruhten.“

Auch in der Art des Futters hat sich Wesentliches geändert. Während das Vieh früher frisches Gras und getrocknetes Heu fraß, wird den Tieren heute eher unerfreuliches Futter vorgelegt, wie derselbe Herr erzählt: „Der Bauer achtete früher darauf, dass das Gras oder Trockenfutter wohlschmeckend war und gerne angenommen wurde. Heute bei der industrialisierten Viehwirtschaft fressen die Rinder stinkende Silage oder gar schimmelndes Pressheu.“

Das Tier hatte früher die Chance, höher geachtet zu werden als heute. Auch in dieser Richtung hielt mein Gesprächspartner fest: „Eine besondere Ehrung der Tiere kam auch darin zum Ausdruck, dass vor dem Zubettgehen Bauer oder Bäuerin mit der sogenannten ‘Mäugab’ (Maulgabe) aus Kleie oder anderem noch einmal durch den Stall ging, nachsahen, ob alles in Ordnung war, und jedem Rind einen solchen Kleieknödel gab. War das Vieh auf der Weide, ging man mit dieser Gabe zu ihm hinaus. Dass das Tier sich darüber freute, sah man daran, dass es schon von weitem angelaufen kam.“

Und das Vieh war auch eingebunden in die Feste des Bauern. So ging man am Heiligen Abend mit Weihrauch und Weihwasser durch den Stall und segnete mit einem Getreidebündel, das man in das Weihwasser tauchte, das Vieh. Und bei manchen Bauern reichte man den Kühen dann noch ein in Schnaps getauchtes Kletzenbrot. Angeblich soll dies, wie mir erzählt wurde, das jüngste Kind getan haben, um in ihm die Liebe zum Tier zu erwecken.

Die Beziehung von Bauersleuten und dem Vieh zeigte sich bei einigen Bauern auch darin, dass, wenn der Bauer oder die Bäuerin gestorben ist und bevor sie zum Friedhof gebracht wurden, man in den Stall ging, um dies den Tieren mitzuteilen. Bei anderen wieder waren es die Bienen, denen man Mitteilung vom Tod des Bauern machte. Angeblich sollen Bräuche dieser Art bis auf die Kelten zurückgehen. Heute jedenfalls haben Bräuche dieser Art für den Bauern an Bedeutung verloren.

Das Vieh, dies will ich damit andeuten, gehörte zum Leben des Bauern, freilich anders als heute. Und es gehörte auch zum Leben im Dorf bis weit in die fünfziger Jahre, als noch auf den Dorfstraßen die Kühe gingen.

Die Tragik des Viehs zeigt sich heute vor allem darin, wenn Kälber zusammengepfercht in Lastwägen ins Ausland transportiert werden. Eine frühere Bäuerin meinte dazu: „Diese Viehtransporte kann man sich nicht anschauen. Diese Vieher sind wirklich arm. Das ist Tierquälerei. Was die Tiere mitmachen bis sie zum Beispiel nach Spanien gelangen, ist furchtbar. Früher waren die Tiere besser dran.“ Ähnlich schlimm wie den Kälbern geht es

auch den Schweinen, wenn sie zur Schlachtbank gebracht werden. Allerdings gibt es sehr wohl Bauern, die sich bemühen, ihr zum Verkauf bestimmtes Vieh möglichst freundlich zu behandeln. So auch ein aus altem Bauernadel stammender Freund, der festhält: „Mich wundert, dass man heute eine solche Massentierhaltung, bei der die Tiere auf engstem Raum beisammen sind, zulässt. Bei uns können die Vieher frei im Stall herumlaufen, wir haben nämlich einen Laufstall. Leider ist heute alles nur auf den Konsumenten ausgerichtet. Es muss heute möglichst viel und billig alles erzeugt werden. Darum ist man ja auf die Masttierhaltung gekommen. Der Konsument muss billig kaufen können. Der Produzent ist immer nieder mit dem Preis gehalten worden, daher ist er auf die Masse gekommen. Viele Bauern betrachten sich heute nicht mehr als Bauern sondern als Manager.“ Er fügt noch hinzu: „Ich selbst fühle mich schon noch als Bauer. Wenn wir Fleisch essen, dann nur das von den Schweinen, die wir für uns selbst füttern“.

Und noch etwas hat sich aufgehört, nämlich jenes Vergnügen, das der Stier und die Kuh haben, wenn sie dabei sind, sich fortzupflanzen. Heute ist es der Tierarzt, der in dieser Richtung in Aktion tritt. Trefflich erzählt dazu ein alter Bauernknecht: „Ich habe selbst noch die Kuh zum Stier getrieben. Heute kommt der Tierarzt mit dem Röhr, um die Kuh zu schwängern“. Der Mensch hat sich hier roh eingeschaltet. Seiner beinahe teuflischen Erfindungsgabe entspricht, dass er auch die Fortpflanzung beim Vieh rationalisiert hat durchaus im Sinne der Fleischproduktion. Die wahre Bindung an das Vieh ist verloren gegangen. Das Vieh wurde degradiert und wird es weiterhin.

Bemerkenswert ist, dass man heute von der „Fleischproduktion“ spricht, ein Terminus, der die Degradierung des Tieres, unseres Mitbewohners auf Erden, wohl treffend zeigt.

## **Das Paradoxon des heutigen bäuerlichen Wirtschaftens**

Etwas Paradoxes beherrscht heute das bäuerliche Wirtschaften, das nicht mehr autark und abhängig von großen überregionalen Verbänden ist: damit international der Preis nicht verfällt, ist es günstig, wenn Bauern ihre Felder nicht mehr bebauen oder als Weide verwenden. Um Bauern anzuregen, so zu handeln, bekommen sie entsprechende Förderungen der Europäischen Union. Fürs Nichtstun erhalten sie also Geld. Eine höchst eigenartige Situation. In fernen wüstenähnlichen Gegenden hungern die Menschen und bei uns achtet man darauf, dass nicht zu viel an bäuerlichen Produkten auf den Markt gelangt. Ein solches, pervers anmutende System funktioniert allerdings nur so lange, als die zentrale Lenkung (z. B. von Brüssel) in Ord-

nung ist. Kommt es zu Störungen, wie es beispielsweise in der zentral verwalteten Sowjetunion und anderen kommunistischen Staaten war, so geht es allen schlecht, nämlich dann, wenn es keine autarken Bauern gibt. Und die gibt es bei uns nicht mehr. Als das kommunistische Rumänien zugrunde ging, konnten die Menschen in den siebenbürgischen Dörfern nur darum einigermaßen überleben, weil die sächsischen und ländlerischen Bauern ihre Autarkie während der kommunistischen Jahre bewahren konnten. In den rumänischen Zeitungen war daher zu lesen: „Wir wollen nicht, dass unsere deutschen Bauern auswandern!“ Bei meinen Forschungen bei den Ländlern in Siebenbürgen, die ich seit einigen Jahren durchführe, erlebe ich noch eine alte autarke bäuerliche Kultur, die es vielleicht bald auch nicht mehr geben wird.

Übrigens: ähnliche wirtschaftliche Probleme, wie sie sich nach dem Niedergang des Kommunismus ergaben, können auch dem übrigen Europa blühen. Wenn die zentrale Lenkung einen Bruch erfährt, wenn also die natürlichen Nahrungsmittel, wie Eier, Milch, Käse, Fleisch usw., die heute weit entfernt von einander „produziert“ werden nicht mehr zu den Orten transportiert werden, wo man sie benötigt. Der Bauer musste lernen, in großen Abhängigkeiten zu leben.

## **Das Verschwinden der Nachbarschaftshilfe – Die Maschinen**

Mit der Abhängigkeit des Bauern hängt auch seine Isolierung zusammen. Dienstboten gibt es nicht mehr und die alten Bindungen der Nachbarschaft haben aufgehört. Dies meinte auch ein alter Bauer zu mir: „Früher war es so in der Nachbarschaft. Wenn jemand gebraucht wurde aus der Nachbarschaft, so ist er gekommen und hat geholfen. Hat man den Nachbarn gefragt: ‘Was bin ich dir schuldig?’ ,so hat er gesagt: ‘Nichts, du hilfst mir ja auch, wenn ich dich brauche’. So hat man sich gegenseitig geholfen. Das hat sich eigentlich heute aufgehört. „Die Menschen sind entbehrlich geworden. An ihre Stelle sind die Maschinen und der Traktor getreten.“

Ein Bauer überlegte mir gegenüber dazu: „Heute kann man nicht mehr bei der Arbeit singen, weil die Maschinen so laut sind. Früher konnte man mit Leuten bei der Arbeit reden. Heute kann man sich bei der Arbeit mit niemandem mehr ausreden. Mit einer Maschine kann man nicht reden, denn man ist alleine. Das ist ja das Problem. Früher war auch der Stress nicht so groß. Wenn heute eine Maschine bricht, zum Beispiel die Mähmaschine, dann muss man mit der Arbeit aufhören und die Maschine langwierig reparieren.“

## Wehmut

Bauern, die die alte bäuerliche Kultur erlebt haben, erinnern sich mit Wehmut des alten Lebens am Hof, zu dem Dienstboten, Rösser – der Bauer sagte nicht Pferde –, aber auch der Most und die Bauernkrapfen gehörten. Es gibt Bauern, die versuchen, irgendwie an alte Traditionen anzuknüpfen, indem sie gewisse Symbole der alten bäuerlichen Kultur, wie eben den Most oder das Bauernbrot, hoch halten. Und manche Bauern, gerade im Gebirge, gelingt es auch trefflich den Sommer- und Wintergästen ein vergangenes bäuerliches Leben vorzugaukeln. Zumindes was die Speisekarte anbelangt, auf der alte bäuerliche Speisen in neuem Gewande angeboten werden, gelingt dies auch.

## Der Verlust des alten Bauernstolzes

Der frühere fast autarke Bauer, dies wollte ich hier dartun, ist in Abhängigkeit geraten von großen Verbänden und diese Abhängigkeit wird immer schmerzlicher. Der Bauer hat es schwer, heute zu überleben. Seine Selbstständigkeit ist also verschwunden, damit auch das alte Bauerntum.

Ein alter Holzknechte meinte daher zu mir: „Der Bauernstolz hat sich aufgehört. Es geht dem Bauern hier im Gebirge nur um die Milch und das Fleisch, mit denen er etwas verdienen kann“. Der Bauer ist nicht mehr stolz auf sich selbst gestellt, sondern er wurde in die Abhängigkeit gezwungen. Und dies bewirkte schließlich, dass er zum Subventionsempfänger wurde. Ein Bauer äußerte sich so darüber: „Wir haben früher ja alles hier gehabt – Fleisch, Milch, Getreide, Hafer, Gerste, Weizen, Hühner. Der Vater war einer der Ersten, der mit dem Getreide aufgehört hat. Damit beginnt das Ende.“

Das Problem des heutigen Bauern und das Problem seines Wirtschaftens werden in dem schönen und eindringlichen Gedicht einer oberösterreichischen Bäuerin, Angelika Fürthauer heißt sie, hervorgekehrt. Dieses Gedicht ist in oberösterreichischer Mundart geschrieben, ich habe es leicht verändert, um es einem großen Publikum verständlicher zu machen:

### *DES HEUTIGEN BAUERN TISCHGEBET*

*Vater im Himmel, guter Gott,  
gib uns unser täglich Brot.  
Kunnt i no andächtiger betn,  
wenn net von alln zu viel hätten*

*Wofür ich wohl noch Bauer bin,  
wenn man nicht mehr weiß, wohin*

*mit allem, was du für uns wachsen lasst,  
und oft habe ich den Eindruck fast,  
ich wär nicht mehr Ernährungsträger,  
sondern nur mehr Landschaftspfleger.*

*Was übereich d' Natur uns schenkt,  
wird eingeeckert, ins Meer versenkt.  
Das heißt man, Weltmarkt regulieren,  
statt, dass sie's billiger einführ'n,  
und alle, was zum Essn hätten,  
die um an Erntesegeu beten.*

*Richt's wieder ein, wie es so g'hört,  
dass alles, was wächst, ist auch was wert  
und dass gerechter wird verteilt.  
Sonst ist es um einen kleinen Bauern g'fehlt.  
Denn von uns kommt's Brot,  
von dir der Samen. Amen.*

Literatur:

- GIRTLEK, Roland (1996): Sommergetreide - Vom Untergang der bäuerlichen Kultur, Verlag Böhlau, Wien.
- GIRTLEK, Roland (1992): Verbannt und vergessen, eine untergehende deutschsprachige Kultur in Rumänien, Veritas (jetzt im Eigenverlag), Linz.
- GIRTLEK, Roland (Hrsg.) (1997): Die Letzten der Verbannten, der Untergang der altösterreichischen Landler in Siebenbürgen, Wien.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 2001

Band/Volume: [2001](#)

Autor(en)/Author(s): Girtler Roland

Artikel/Article: [Der Niedergang der alten bäuerlichen Kultur 89-98](#)